



taz akademie



Den Schuldigen gefunden? Die TeilnehmerInnen des 19. taz-Panther-Workshops in der Rudi-Dutschke-Straße Foto: Anja Weber



BERLIN In der Hauptstadt der Raucher, Stehpinkler, Fahrradrowdies, Döneresser, Fremd- und Berghaingänger. Wenn es die Schuld gibt, muss sie hier zu finden sein

Auf der Suche nach der Schuld

9.15 Uhr, LaGeSo Berlin. „Schuld? Das geht jetzt nicht, da brauchen Sie eine Genehmigung für!“, sagt ein Mann vom Sicherheitsdienst. Eiskalter Wind streicht über das Gelände des Landesamts für Gesundheit und Soziales. Flüchtlinge liegen auf Pappe gebreitet in den Ecken der Gebäude. Eine ältere Frau verrichtet ihre Notdurft auf einem Grünstreifen. Kinder laufen ohne Jacke und feste Schuhe durch den Matsch. Ein vollbesetzter Mannschaftswagen der Polizei steht neben den Wartenden. Zaghaftes Anklopfen. Das Fenster wird heruntergekurbelt, interessierte Gesichter schauen heraus. „Guten Tag, wir sind auf der Suche nach der Schuld“ – „Die gibt es hier nicht!“, das Fenster wird wieder hochgekurbelt, sonst wird es zu kalt im Wagen. Die Flüchtlinge frieren weiter in der Reihe. Sie warten auf Kleidung, eine Zahnbürste, Shampoo. Ehrenamtliche HelferInnen wuseln umher, versuchen den Überblick zu behalten. „Warum helfen Sie hier?“ – „Weil ich mich sonst schuldig fühlen würde.“ Ein paar Meter weiter steht ein metallenes Absperrgitter, das den Eingang zur Erstregistrierung blockiert, davor uniformierte Beamte. „Können wir hier die Schuld finden?“ – „Frau Schuld? Arbeit hier nicht!“

11.12 Uhr, Checkpoint Charlie. Touristenmagnet heute, Alliiertenkontrollpunkt damals. Neben der Retro-Bretterbude

steht ein blinkender Weihnachtsbaum. Disneyland-Atmosphäre. Wo früher Beamte auf DDR-Flüchtlinge schossen, schießen heute TouristInnen Erinnerungsfotos. Drei Euro kostet das Bild mit den Karnevalssoldaten. Ist einer von ihnen schuldig? „Ich verbrauche immer das Toilettenpapier in meiner WG.“ Neben einem Souvenirladen erklärt ein Vater um die vierzig seinen Kindern, dass Deutschland einmal getrennt war. „Meine Schuld ist, dass ich lebe. Würde ich das nicht tun, wären mir viele Probleme erspart geblieben“, sagt er und zeigt auf seine Kinder.

13.01 Uhr, Reichstag. Vor dem Haupteingang bauen zwei AnhängerInnen der Reichsbürgerbewegung seelenruhig eine Stellwand ab. Deutschland ist immer noch besetzt, wurde in eine GmbH umgewandelt und wird von den USA gesteuert, erfährt man auf dem Plakat. In großen Lettern rufen sie Präsident Putin zur Rettung Deutschlands auf. Für sie ist es ganz einfach: Die Schuld befindet sich hier im Regierungsviertel.

13.45 Uhr, Brandenburger Tor. Eine riesige Gedenkstelle für die Opfer der Anschläge in Frankreich ist hier entstanden. Ein Meer aus Blumensträußen, Gedenkkränzen und Kerzen. Einige TouristInnen knipsen Selfies. Schuldzuweisungen fehlen auf den Briefen und Postern allerdings. Trauer und Mitgefühl sind wichtiger.

14.54 Uhr, Oranienburger Straße. Einer der traditionellsten unter den Berliner Straßenstrichen präsentiert sich eher verschlafen als verrückt. Die Restaurants sind leer, in einer Boutique wird das Schaufenster dekoriert, eine Kindergartengruppe wartet an der Ampel. In Sichtweite betrügt niemand seine Ehefrau. Das einzig Verdorbene ist der Gestank totfrittierter Pommes. Tagsüber ist der Strich so unschuldig wie jede andere Straße.

18.00 Uhr, McDonald's Schönhauser Allee. David (19) und Paul (18) sitzen beim Abendessen und genießen fettige Massentierhaltungsburger. Fühlen sie sich schuldig? Die beiden ziehen ertappt die Köpfe ein und gucken verlegen. Aber nur, weil sie normalerweise ausschließlich bei Burger King essen. Heute war es einfach mal Zeit für Abwechslung. „Schuldig fühle ich mich nur meinem Geldbeutel gegenüber“, sagt David. Das Menü kostet zwei Euro mehr als bei der Konkurrenz.

18.15 Uhr, direkt nebenan, Deutsche Bank. Schönhauser Allee, Boulevard des Bösen. „Klar bin ich als Kundin irgendwie schuldig. Ich stehe ja nicht hinter dieser Bank. Aber irgendwo muss ich mein Gehalt abholen. Also lieber nicht drüber nachdenken.“ Blue (24) steckt gerade noch das Portemonnaie ein und schüttelt den Kopf. Ihr Freund Daniel (22) nickt zustimmend. „Man müsste sich da einfach besser informieren ...“ Zum Glück gibt es das gute Gewissen auch to go: Ein Obdachloser, der zwischen Bank und Burgerbude auf dem Gehweg sitzt, nimmt freundlich nickend Ablasszahlungen entgegen.

19.00 Uhr, Kirche. Ein Berliner Hinterhof. Die zahlreichen Mülltonnen lassen nicht darauf schließen, dass sich hier ein Gotteshaus befindet. In dem kleinen Laden links daneben werden Souvenirs, Schokoladenweihnachtsmänner und Gottesbücher verkauft. In der weiß-beige gestalteten Kirche findet gerade eine zweisprachige Messe statt, es geht um Versöhnung. Der Pfarrer predigt auf Englisch, eine Frau übersetzt. Hinter ihnen an der Wand schmust Jesus auf einer großen Malerei mit Schafen. „Der Mensch ist das Schaf und Jesus ist der Hirte. Schafe fressen den ganzen Tag Gras und hören nur damit auf, wenn der Hirte nach ihnen ruft. Sie können nicht schuldig sein, solange sie zu ihrem Hirten beten und stets in den Himmel schauen. Schweine hingegen sind immer schuldig, da sie nur in den Himmel schauen, wenn sie mit zusammengebundenen Füßen zum Schlachter transportiert werden.“ Die göttliche Inspiration für diese Predigt fand der Pfarrer in einem WhatsApp-Video.

22.31 Uhr, zurück im Hostel. Ist die Schuld womöglich doch nicht in der Großstadt Berlin beheimatet sondern in der Provinz? In Rheinland-Pfalz findet sie sich zumindest auf der Landkarte. Der beschauliche Ort „Schuld“ hat 731 EinwohnerInnen und den Wettbewerb „Unser Dorf hat Zukunft“ gewonnen. Zumindest ein Schuldbegriff in Deutschland, der Zukunft hat. Der Versuch eines Telefoninterviews mit dem amtierenden Bürgermeister scheitert. Als der Name taz fällt, legt er wortlos auf.

ANNA MAYR, JEAN PIERRE SAMEDJEU, MAELENE LINDGREN, SARAH NEUGEBAUER

Schuld sind wir



Auf kolonialen Spuren

KOLLEKTIVSCHULD In Berlin erinnern viele Orte an den Kolonialismus. Ein Rundgang durchs Afrikanische Viertel

Im Café Fredericks in Berlin-Wedding läuft weihnachtlicher Smooth Jazz. Christian Kopp, ein 47-jähriger Historiker mit Vollbart, stellt seinen Milchkaffee auf den Tisch und deutet auf ein Gemälde an der Wand. Es zeigt den Namenspatron des Cafés, Cornelius Fredericks, der in einem deutschen Konzentrationslager ermordet wurde. Nicht im Nationalsozialismus, sondern 1907 in der Lüderitzbucht in der Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“.

So wohl diese Bucht als auch die Straße, an die das Café grenzt, sind nach dem Kaufmann Adolf Lüderitz benannt, der als einer der ersten Deutschen Land in Afrika beanspruchte und damit als Begründer des deutschen Kolonialwesens gilt.

„Straßenamen sind nicht nur Erinnerung, sondern auch Ehrung“, sagt Kopp mit etwas Milchschaum im Bart. Er ist Mitarbeiter des Vereins Berlin Postkolonial, der die Kolonialgeschichte aufarbeiten will. Die Mitglieder fordern, dass Straßen, deren Namen an Kolonialgrößen erinnern, nach schwarzen BürgerrechtlerInnen benannt werden. Die Lüderitzwürde dann zur Fredericksstraße.

Draußen in der Kälte bleibt Kopp vor der Schrebergartenanlage „Togo“ stehen. „Bis vor Kurzem

hieß die noch ‚Dauerkolonie Togo‘, erzählt er. Ein Erfolg seines Vereins. Die Anlage wurde 1939 gegründet – um den Deutschen Lust auf Imperialismus zu machen. „Die Aufarbeitung der Kolonialgeschichte kommt in Deutschland zu kurz, weil sich alle auf den Nationalsozialismus konzentrieren“, meint Kopp. Viele Deutsche wollten sich nicht zusätzlich zum Holocaust auch noch für die kolonialen Verbrechen verantwortlich fühlen.

Während er zwischen den Gärten hindurchschlendert, erzählt er, dass es viel Widerstand gegen Umbenennungen gibt: „Die Straßennamen etwa sind

Deutsche Kolonialgeschichte
■ **Kolonien:** Das Deutsche Kaiserreich betrachtete von 1884 bis 1919 wechselnde Gebiete in Afrika und Südostasien als ihre Kolonien. Die Deutschen beuteten dort die Rohstoffe aus und unterdrückten und versklavten ungezählte Menschen.
■ **Verbrechen:** In „Deutsch-Südwestafrika“ schlugen die Besatzer einen Aufstand der Herero und Nama nieder und töteten mehr als 54.000 Menschen. Erst im Juli 2015 erkannte die Bundesregierung das Massaker als Völkermord an. Die Niederschlagung des Maji-Maji-Aufstands in „Deutsch-Ostafrika“ kostete mehr als 250.000 Menschen das Leben.

für Menschen, die schon lange hier wohnen, Teil ihrer Identität.“ Die Ablehnung geht teils so weit, dass schwarze Vereinsmitglieder offen angefeindet und Gruppen bei den Rundgängen angepöbeln werden.

Mnyaka Sururu Mborio ist gebürtiger Tansanier, Mitbegründer von Berlin Postkolonial und bietet selbst Führungen an: „Es gibt kaum Bemühungen, die gemeinsame Geschichte aufzuarbeiten.“ Er fordert etwa die Rückgabe der Gebiete, die die Nachfahren der Kolonialherren noch immer für sich beanspruchen. „Ohne das Land meines Großvaters bin ich nichts.“ Es macht ihn außerdem wütend, dass in Berliner Museen noch Tausende Gebeine lagern, die zu rassistischen Forschungszwecken hergebracht wurden. „Die Wunde ist noch nicht geheilt, das tut wirklich weh.“

Haben die Deutschen also eine Art Kollektivschuld? Christian Kopp zögert: „Ich rede lieber von Verantwortung. Wir haben keine Schuld an dem, was passiert ist, sind aber dafür verantwortlich, wie wir mit dem Erbe umgehen.“ Sein Verein fordert deshalb auch, dass die deutsche Kolonialgeschichte in Schule und Medien nicht länger vernachlässigt wird.

SÖREN GÖTZ UND CHRISTOPH HEDTKE

Menschen machen Fehler. Wir brechen Versprechen, sind ständig zu spät und lügen, was das Zeug hält. Was folgt, sind Vorwürfe. Unerhört! Dabei ist unser Gegenüber sicher auch kein Unschuldslamm. Wir antworten auf Schuldzuweisung mit Schuldzuweisung – so entsteht ein Schuld-Ping-Pong, das ewig andauern kann. Wäre Streiten nur nicht so anstrengend...

Eine weiße Weste zu wahren ist verlockend. Um unsere Unschuld zu beweisen, verstricken wir uns in heftige Konflikte. Wie schön wäre eine goldene Regel, um den Streit zu beenden? Eine Anleitung zum Unschuldigsein?

Als Konfliktberater gehören Schuldfragen zum Alltagsgeschäft von Fritz Simon. An ihn wenden sich Freunde, die seit 19 Jahren nicht miteinander reden, zerstrittene Familien und Ehepaare, die an Vorwürfen zu zerbrechen drohen. Nach Jahren im Streitgeflecht weiß Simon, dass gegenseitige Schuldzuweisung typisch ist. Der andere soll sich ändern, das eigene Gewissen beruhigt werden. „Anderen die Schuld zu geben ist schlicht und einfach dumm“, sagt Simon. Denn so macht man sich abhängig, gibt Verantwortung ab.

Aber was rät er dann? „Ich frage beide: Was können Sie tun, um den Konflikt aufrecht zu erhalten?“ Und wozu das Ganze? „Wir merken so, das Problem ist hausgemacht. Wir erhalten Konflikte aufrecht.“ Macht man sich das bewusst, wird klar: Das eigene

Verhalten kann den Streit befeuern – oder ihn beenden. „Wer sich Schuld eingesteht, entscheidet meist, nichts weiter zur Eskalation des Konflikts beizutragen“, so Simon. Der Streit ist vorbei.

Einfach ist das nicht. Es erfordert Reflexion und Selbstbeherrschung, Groll und Stolz runterzuschlucken und nach der eigenen Schuld zu suchen. Und gerade in Konflikten geht es selten besonnen zu. Man muss sich wohl von der Idee verabschieden, den Konfliktpartner von der eigenen Unschuld zu überzeugen.

Das sei aber auch gar nicht sinnvoll, so Simon. Jeder legt sich seine Geschichte zurecht. Sogar Mörder halten sich häufig für unschuldig. Er erzählt von einem Notar, der seine Ehefrau tötete. Vor Gericht beklagte er später: „Auch das hat sie mir noch ange-tan.“ Er sah sich nur noch als Reagierender. „Unschuld heißt, machtlos zu sein“, erklärt Simon. Wer will das schon. Nur wer sich seiner Schuld bewusst wird, kann den Konflikt steuern. Empowerment nennt Simon das.

Er erzählt von alten Flipperautomaten, auf denen „It's more fun to compete“ stand. „Konflikte sind auch ein Spiel“, sagt Simon. Damit nimmt er der Schuldfrage die Schwere. Sich von der eigenen Unschuld zu lösen ist der Ausstieg aus dem Spiel, die Rettung aus der Schuld Falle. Und dann tut es auch eine glaubhafte Entschuldigung.

ANTONIA DREWS UND SARA ZIABADI

Warum so unschuldig?

KONFLIKTE Schuld zu haben ist gar nicht so schlimm. Es kann sogar dabei helfen, aus dem Streitkarussell auszusteigen

QUIZ DER GROßEN SCHULDZUWEISUNGEN

SCHULD VERGEBEN: WER TRÄGT WARUM FÜR WAS DIE SCHULD?

WER?	WARUM?	WAS?
PUTIN	ENGSTERNIGKEIT	NAHSTROMKONFLIKT
MERKEL	ALTERNATIVLOSIGKEIT	FINANZKRISE
OBAMA	URLAUBSSTIMMUNG	JUGENDARBEITSLOSIGKEIT
DIE FLÜCHTLINGE	HERZLICHKEIT	SEXTOURISMUS
DIE NAZIS	SEXUELLE NEIGUNG	KOHASAUFINEN
GOTT	KOGNITIVE DISSONANZ	KLIMAWANDEL
DAS SYSTEM	VERSCHWENDUNGSSUCHT	FLEISCHFRESSER
DER TRAINER	SELBSTVERLIEBTHEIT	RUNDfunkGEBÜHREN
DIE MEDIEN	FAULHEIT	HIPSTERBÄRTE
ICH	WINTERDEPRESSION	STEUERHINTERZIEHUNG

QUIZMASTER & KLEINTUIGES: SPIN & READER

Schuld sind die anderen

Wirklichkeit, die zu schwer ist

DIE DA OBEN Verschwörungstheorien helfen, die komplexe Realität zu verstehen. Das zeigt auch ein Blick auf die Reaktionen im Netz nach den Anschlägen von Paris

Waren es die Tempelritter aus Rache für ihre Zerschlagung durch den französischen König 1307? Vielleicht war es doch der Mossad gemeinsam mit dem französischen Geheimdienst, um Zwietracht zwischen MuslimInnen und NichtmuslimInnen zu schüren? Eventuell ist es aber auch der nächste Schritt zur „jüdischen Weltbeherrschung“, von der in den gefälschten „Protokollen der Weisen von Zion“ die Rede ist.

Bereits nach den Anschlägen auf Charlie Hebdo und einen jüdischen Supermarkt in Paris Anfang des Jahres meldeten sich schnell die ersten NetzparanoikerInnen, die behaupteten, Israel sei in Wirklichkeit Drahtzieher der Anschläge. Jetzt, nach den Anschlägen in Paris, sei Europa noch einfacher zu unterjochen.

Woher kommen diese wirren Mutmaßungen? „Je komplexer die Gesellschaft, desto größer der Wunsch nach einfachen Erklärungen“, sagt Anetta Kahane, Vorsitzende der Amadeu Antonio Stiftung. „Die Geschichte war niemals frei von Verschwörungstheorien.“ Moderne Gesellschaften liefern aber eigene Formen der Schuldzuweisung: „Der heutige Kapitalismus und die gegenwärtigen Gesellschaftsverhältnisse befördern insbesondere antisemitische Bilder.“ Die Verbindung von Globalisierung und Finanzkapital lassen sich einfach auf das stereotype Bild des „Finanzjudentums“ projizieren – auch aus einem antikapitalistischen Affekt.

„Verschwörungstheorien lassen sich in allen gesellschaftlichen Schichten und politischen

Lagern finden“, sagt Giulia Silberberger, Betreiberin der Facebook-Seite „Der Goldene Aluhut“. Viele Menschen fühlten sich enturzelt in einer Welt, die immer größer werde. Sie empfänden ein Unbehagen und „suchten eine ideologische Heimat“, sagt sie.

Diese Leute verstehen nicht, wie jemand so radikal sein kann, Anschläge wie in Paris zu begehen. AnhänglerInnen von Verschwörungsideologien suchen Schuldige, um sich selbst und ihrer Umwelt irgendetwas Stabilität zu verleihen.

Woher diese Gewalt in Paris? In seiner Schrecklichkeit entzieht sich das Ereignis dem menschlichen Verstand: Es gibt Menschen, die sich selbst und viele andere abgeklärt und auf grausamste Art in den Tod rei-

ßen. Für die VerschwörungsanhänglerInnen erscheinen islamistische Ideologie und ihre Ursachen als Erklärung nicht ausreichend.

Menschen sind fassungslos, ohnmächtig. Dazu kommt ein Unbehagen über das eigene Leben: Arbeit, Leistungsgesellschaft, prekäres Dasein. Aber: Dieses Gefühl lässt sich ablegen, wenn man das Problem scheinbar benennt: „Schuld sind die anderen“ – auch nach Paris.

„Die anderen“, das sind die, die VerschwörerInnen, das „eine Prozent“, gierige BankerInnen, FinanzoligarchInnen oder die Rothschilds, das angeblich von Hinterzimmern aus die Welt regiert. Nicht dass ein Unbehagen in unseren Zeiten völlig unberechtigt wäre, doch dieser Hass gegen „die anderen“ mündet schnell in antisemitische Tiraden und Gewalttaten.

STEFAN CHRISTOPH UND VOLKAN



Rational, irrational, scheißegal

Weltwirtschaftskrise. Islamischer Staat. TTIP. Klimawandel. Fluchtbewegung. Wer trägt daran Schuld? Die einfachste Antwort: „die anderen“. Mal sind es die Großkonzerne und die BankerInnen, mal die Geflüchteten oder die AusländerInnen. Es ist bequem nach oben zu zeigen oder nach unten zu treten.



„Mir wurden die Schuhe gestohlen“

DIE DA UNTEN Rechte spielen Menschen, die auf der Straße leben, und Geflüchtete gegeneinander aus. Doch fühlen sich Wohnungslose tatsächlich bedroht? Wir haben drei von ihnen gefragt

Gatis, 21, sitzt im Schneidersitz am Alexanderplatz in Berlin vor einem bunt belebten Stromkasten. Der Himmel ist grau. Direkt neben ihm ist eine Fußgängerampel. Menschenmassen drängen an ihm vorbei. Schneeflocken fallen auf seine Fleedeecke.

„Schnee ist besser als Regen. Seit zwei Jahren verbringe ich meine Zeit hier am Alexanderplatz. Ich verbringe Tag und Nacht an der frischen Luft. Es gefällt mir hier viel besser als in Lettland. Das Sozialsystem hat mich dazu gebracht, meine Heimat zu verlassen. Hier habe ich wenigstens mehr Hoffnung, in Zukunft einen legalen Job zu bekommen. Im Moment bin ich aber auch so ohne Arbeit sehr zufrieden.“

In meiner Situation habe ich nichts mit Flüchtlingen zu tun. Ob die nun mehr werden oder nicht, ist mir egal. Das ist für mich völlig abstrakt. Auch die

Anschläge in Paris haben keinen Einfluss auf mein Leben. Aber vor ein paar Tagen wurde ich einmal von einem Araber angegriffen. Er wollte meinen Rucksack. Doch ich bin solche Übergriffe aus Lettland schon gewohnt. Ich konnte also schnell reagieren, ich habe ihm mit der Faust ins Gesicht geschlagen. Die rechte Hand ist noch ganz blau und geschwollen.

Für mich steht aber fest, dass nur zählt, wie Menschen handeln, und nichts anderes. Für mich spielt es keine Rolle, wo Menschen herkommen oder was in der Welt sich gerade verändert. Das Gefühl, dass Flüchtlinge hin. Eher Russen und Polen. Seit der Öffnung zu Osteuropa wird auch mehr geklaut. Mir wurden die Schuhe von den Füßen gestohlen, als ich in der Bahn eingeschlafen bin.“Uwe:

PROTOKOLL: ANNELIE MEIER

Uwe und Batschi, beide 55, stehen in der Eingangshalle des Berliner Ostbahnhofes. Sie tragen dicke Winterjacke, Schal und Mütze. Ihre Kleidung ist noch feucht vom Regen draußen. In ihren Händen halten sie Plastiktüten aus dem Discounter.

„Die, die jetzt bei mir in der Unterkunft wohnen, klauen aber nicht. Doch es gibt Tage, an denen in der Bahnhofsmision kaum deutsch gesprochen wird. Das gab es früher nicht. Wenn jetzt auch noch die Flüchtlinge dahin kommen, wird noch mehr los sein. Die Wohnheimplätze sind knapp. Ich bin froh, dass ich inzwischen ein Zimmer bekommen habe. Denn wenn das so weitergeht mit den vielen Flüchtlingen, werden die auch noch in unsere Wohnheime gesteckt und nehmen uns die Plätze weg. Die Politiker lassen alle rein.“

Batschi: „Ich bin in einer Kapelle gleich um die Ecke untergebracht. Da kommen keine Flüchtlinge hin. Eher Russen und Polen. Seit der Öffnung zu Osteuropa wird auch mehr geklaut. Mir wurden die Schuhe von den Füßen gestohlen, als ich in der Bahn eingeschlafen bin.“Uwe:

PROTOKOLL: NICOLAS KIENZLER

TOP 4: ZITATE ZAUFGEFLÜCHTETEN

Sozialamt und Dankbarkeit

„Bis zum Sommer waren sie dankbar.“
Thomas de Mailleire, CDU

„Wenn wir wollen, dass die ‚Willkommenskultur‘ erhalten bleibt und die Stimmung in der Bevölkerung nicht kippt, dann dürfen die Benachteiligten in unserem Land nicht vergessen werden.“
Oskar Lafontaine, Die Linke

„Wir sind nicht das Sozialamt des Balkans.“
Christian Bernreiter, CSU-Landrat

„Die Politik muss handeln, sonst implodiert unser Aufnahmesystem und der soziale Frieden.“
Boris Palmer, Oberbürgermeister, Grüne

„Ich koche heimlich mit mein Freund lactose-intolerant ist.“

„Ich bin nach Indien geflogen und habe meiner Familie erzählt, ich wäre auf Sylt.“

„Ich habe einen Heiratsantrag gemacht, den ich nicht ernst meinte.“

Lieber Zukunftsmensch,
„Ich habe als Kind immer die Uhr gestellt, damit meine Eltern später zur Arbeit gehen.“

wir wollten Dir heute einfach mal sorry sagen für die Welt, in der Du lebst. Im Sommer brütende Hitze sind geschmolzen, Ski fahren fällt aus. Im Jahr 2050 bekommst Du zu spüren, was wir verbockt haben. Europa hält das noch halbwegs aus, doch anderswo wurden Meere ins Land getrieben, über Küstenstädte und Menschenleben. November 2015.
Wir sind Anfang 20 und Klima-Mitläufer. Die CO₂-Produktion auf großem Fuß. Größe 9. So viele Tonnen CO₂ produzieren wir jedes Jahr. Ein bisschen weniger es nicht werden. Mehr als 2 Grad wärmer. Wir nicken und machen weiter. Mit dem Flugzeug zur Familie nach Istanbul, macht anderthalb Tonnen CO₂. Das reicht uns sonst zwei Monate. Zu Weihnachten nach London, zum Triathlon-Training nach Mallorca. Doch wir fühlen uns klimabewusst, fahren mit dem Rad zur Uni, sind Teilzeit-Vegetarier und kaufen regional. Dreihen beim Zahnputzen und Wasserhahn zu und machen das schlechte Gewissen. Wir wissen, das reicht aber auf Lösungen von oben.
Oben, das ist jetzt in Paris. Dort beginnt heute die Weltklimakonferenz. Ob sie was bringt? Wissen wir nicht. Manchmal scheint die Katastrophe un-ausweichlich.
Die Machtverteilung verschiebt sich. Schwellenländer streben aufwärts. China zum Beispiel. Stößt dreimal so viel CO₂ aus wie noch vor 15 Jahren. Zehn Milliarden Tonnen. Deutschland? Ein Witz dagegen. Die Schwellenländer dürfen nicht dieselben Fehler machen wie wir. Doch können wir es ihnen ver-bieten? So viele Konflikte, die unlösbar scheinen und weit entfernt. Deshalb vergraben wir uns im Alltag, in kleinen Taten und kleinem Luxus, wir klei-nen Mitläufer. Uns bleibt nur, uns zu entschuldigen.

Foto: Christoph Heitlike

Schuld und Sühne

DOSTOJEWSKI VERSTEHEN

Pathos und Pragmatismus

„Schuld und Sühne“ – ein großer Titel für einen großen Roman. Und im Deutschen schwülstiger, als von Dostojewski beabsichtigt. Die seltenere Übersetzung „Verbrechen und Strafe“ kommt dem russischen Original, „Prestuplenije i nakasanije“, deutlich näher. Auch das Englische ist mit „Crime and Punishment“ nüchtern.

Neigen die Deutschen zum Pathos? Dass der Roman hier unter einem so hochtrabenden Titel rangiert, offenbart ein deutsch-russisches Missverständnis, das älter zu sein scheint als Konflikte um feministische Punkbands und Ausflüge bewaffneter Pfadfinder auf die Krim. Die Deutschen suchen das schlechte Gewissen, irgendwo muss es ja sein. Raskolnikow haben seine Taten doch auch nicht kaltgelassen! Stimmt, aber offensichtlich geht es dem russischen Präsidenten anders.

Das deutsche Schuldbewusstsein ist ungläubig und weint leise. Deutsche Politiker müssten es besser wissen. Statt sich stets aufs Neue überrascht zu geben, sollten sie Pragmatismus mit Pragmatismus beantworten. Dem Romantitel konnten wir ein Gewissen verleihen, das ihm nicht innewohnt – mit Russland wird das nicht gelingen. Warum nehmen wir uns nicht ein Beispiel an Dostojewski und bleiben sachlich? **LUISA PODSADNY**

Am Ende der Leitung

KÜMMERN „Helfen muss nicht immer aktiv sein“, sagt Ruth W., die ehrenamtlich in der kirchlichen Telefonseelsorge arbeitet

Das Telefon klingelt immer. Und Ruth W. hebt immer ab. Sie ist 40 Jahre alt, eigentlich Historikerin und seit zwei Jahren ehrenamtliche Telefonseelsorgerin. Heute hat sie eine Doppelschicht vor sich, das heißt: acht Stunden am Telefon den Nöten und Ängsten anderer Menschen zuhören. Die Arbeit gibt ihr viel und fordert viel von ihr: „Manchmal muss ich zwischen den Gesprächen zehn Minuten Pause machen, um mich zu sammeln.“ Dann geht Ruth W. in die Küche und macht sich einen Tee oder legt sich eine Weile auf das Bett, das in ihrem Dienstzimmer steht.

Anruf aus dem Hospiz

„Oft ist es Einsamkeit, weshalb die Menschen anrufen“, sagt Ruth W., „viele haben niemanden zum Reden.“ Das belegt auch die Statistik: 65 Prozent der Anrufer in Deutschland leben allein. Auch Probleme in der Familie, Tod, Abschied und Trauer lassen die Leute zum Hörer greifen. Manche wollen nur, dass man ihnen zuhört, andere suchen den Dialog, und einige schweigen einfach.

Einen Anruf hat Ruth W. besonders in Erinnerung. Während eines Nachtdienstes rief sie ein Mädchen aus dem Hospiz an. Das Gespräch dauerte über zwei Stunden, Ruth W. sang und las ihm sein Lieblingsmärchen vor. Sie war dabei, als die junge Frau langsam

einschlief. „Manche Telefonate lassen mich nicht mehr los“, sagt sie. Noch heute denkt sie manchmal an das Mädchen – was aus ihm geworden ist, weiß sie nicht. Mit einem Lächeln sagt Ruth W.: „Ich durfte sie ein Stück begleiten.“

Nachwuchs gesucht

In ihrem Büro stehen grüne Pflanzen, Bücherregale und ein großer Schreibtisch mit Computer. An der Wand hängt ein schlichtes Holzkreuz, das eine Stehlampe in warmes Licht taucht. Getragen wird die Telefonseelsorge gemeinsam von der evangelischen und katholischen Kirche, in den Beratungsgesprächen selbst spielt Religion allerdings keine Rolle.

Insgesamt 105 Büros betreibt die kirchliche Telefonseelsorge in Deutschland mit 8.000 Mitarbeitern, die rund um die Uhr im Einsatz sind. Ein Anruf ist anonym und unkompliziert – deswegen klingeln die Telefone durchgehend, der größte Andrang besteht zwischen 13 und 18 Uhr. Ehrenamtlicher Nachwuchs wird dringend gesucht.

In dem Berliner Büro, das versteckt im Hinterhaus eines Altbaus liegt, arbeiten 140 Ehrenamtliche. Viele haben einen Vollzeitjob und fahren dann manchmal nach einer Nachtschicht morgens direkt zur Arbeit. Deswegen gibt es im Büro Betten, eine Dusche und einen stets gefüllten Kühlschrank.

Dass sie gut aufpassen müssen, lernsorgern auch währ-einjährigen Ausbil-absolvieren müs-dem Umgang mit Alkoholismus, De-Tod und Suizid der Ausbildung regelmäßigen terbildungen Kommunika-und Frage-glichkeiten „Es ist wich-rufer keine geben, son-den richtigen auf seine per-wort zu brin-Ruth W., „es darum, ge-sam das Prob-lem von außen zu betrachten.“ Müller, der das Berliner Büro seit 1988 sagt dazu: „Die Anrufer befinden sich in einer Enge, und ein Unbeteiligter kann ihnen dabei helfen, diese zu weiten.“

Manche Menschen fühlen sich durch Schuldgefühle in die Enge getrieben. Sie können oder wollen ihre Last nicht mehr allein tragen. Viel-

sich selbst nen die Seel-rend der sie sen. Neben Themen wie pression, werden in und bei Wei-auch tions-mög-trainiert.

„Es ist wich-rufer keine geben, son-den richtigen auf seine per-wort zu brin-Ruth W., „es darum, ge-sam das Prob-lem von außen zu betrachten.“ Müller, der das Berliner Büro seit 1988 sagt dazu: „Die Anrufer befinden sich in einer Enge, und ein Unbeteiligter kann ihnen dabei helfen, diese zu weiten.“

Manche Menschen fühlen sich durch Schuldgefühle in die Enge getrieben. Sie können oder wollen ihre Last nicht mehr allein tragen. Viel-

leicht ha-ben sie ihre Frau oder ih-ren Mann verprü-gelt, sie haben et-was gestohlen oder ein Kind miss-braucht. Manch-mal sind es auch ganz banale Dinge. „Ich kann ihnen weder die Schuld nehmen“, sagt Ruth W., „noch ihnen vergeben. Ich beurteile und verurteile nicht.“ Ruth W. sieht ihre Auf-gabe darin, den Betrof-fenen zu helfen, mit ih-rer Schuld umzugehen und zu leben.

LUISA SOPHIE GRÖNING, MICHELLE OSTWALD

■ Kirchliche Telefonseel-sorge: 08 00-1 11 02 22

Foto: imago



Warten auf den Ablasshandel Foto: Wlodzimierz Pniewski/voller Ernst

PROTOKOLL EINER BEICHTE

Der Himmel muss leider warten

„Amen.“ Ich schrecke auf. Der Holzboden quietscht unter meinen Füßen, der Pfarrer hat sein Gebet beendet. „Wann hast du zuletzt gebeichtet?“, fragt die Stimme aus der Dunkelheit. „Dieses Jahr noch nicht.“ Genau genommen: nie. Ich schaue demütig zu Boden, falte die Hände. Vielleicht ist das richtig. „Aber du glaubst an Gott?“. Ich nicke. Die erste Lüge.

Ich will wissen: Wenn mich Schuldgefühle plagen, hilft mir dann ein religiöses Ritual? Auch wenn ich gar nicht an Gott glaube? Der Pfarrer fragt, welche Sünden ich begangen habe. Ich überlege, was das eigentlich ist, eine Sünde. Dann beginne ich zu erzählen. Von einer Zugfahrt, einem älteren Mann und seiner Brieftasche, die er liegen gelassen hat. „Da waren fast 250 Euro drin.“ Der Pfarrer sagt kein Wort. Immer mal äußert er ein tiefes „Mhm“. „Die hab ich dann einfach mitgenommen. Ich hatte Geldprobleme.“ Die nächste Lüge. Er grummelt lauter. Es klingt, als würde ihm gefallen, was er hört.

Die Wahrheit ist: Ich habe die Geldbörse zum Fundbüro gebracht. Aber einen Moment dachte ein Teil von mir, sie einzustecken. Vielleicht ist das auch eine Sünde. Der Pfarrer schweigt. Ich suche seine Augen auf der anderen Seite des Gitters. „Das Beste, was du heute tun konntest, war, dich in die Gegenwart Gottes zu begeben“, sagt er. „Der Herr ist gnädig.“ Wieder spricht er ein Gebet, ich verstehe bloß Jesus Christus. Wie lange sitze ich eigentlich schon in dieser Holzkammer? Seine Stimme wird leiser. „Besinne dich heute Abend 25-mal auf Gott und er wird dir vergeben.“ Ich frage ihn, wie mir das die Schuld nehmen soll. „Wenn du später mal über Geld verfügst, zahle es zurück.“ An wen, sagt er nicht. Ungeduldig rutsche ich auf dem Stuhl hin und her. „Gehe hin in Frieden.“ Er macht das Kreuzzeichen, meine Hände suchen den Kaugummi in der Hosentasche. Ich stehe auf, gehe. Wenn ich vorher nicht schuldig war, dann jetzt. **ALEXANDER TRIESCH**

„Prävention legitimiert Strafe nicht“

GERECHTIGKEIT Gefängnis hat mit Rache zu tun, sagt Reinhard Merkel. Er wünscht sich Angebote für die Beschuldigten

taz: Sie verstehen Gefängnisstrafe nicht als Sanktion eines „Vergehens“, sondern eher als normative Rückversicherung an die Restgesellschaft. Wie wird ein Normbruch durch eine Sanktion korrigiert?

Reinhard Merkel: Ich verstehe Strafe auch als Sanktion für einen ganz konkreten Normbruch. Aber diese Funktion, die des individuellen „Schuldausgleichs“ für eine konkrete Tat, ist nicht die Primäraufgabe der Strafe. Dies ist vielmehr die symbolische „Reparatur“ der vom Täter gebrochenen Norm – genauer: die Wiederherstellung des Geltungsanspruchs dieser Norm.

Was heißt das konkret?

Die Norm, etwa das Tö-

tungsverbot, erhebt einen universellen Geltungsanspruch: Sie gilt für alle. Diesem Anspruch hat sich der Täter durch seine Tat verweigert. Der Staat als Garant der Rechtsordnung muss darauf reagieren, will er die Normgeltung nicht preisgeben. Und diese Reaktion ist die Strafe. Ihr primärer Adressat ist also nicht der Täter, sondern der Rest der Gesellschaft. Ohne solche Verbotsnormen wäre eine friedliche Gesellschaft nicht möglich. Und deshalb wäre sie's auch nicht ohne eine Institution, die gebrochene Normen „repariert“. Natürlich ist auch der verurteilte Täter Adressat der Strafe. Er muss die „Kosten“ der von ihm veranlassten Normreparatur tragen.

Hat Gefängnis als Präventivmaßnahme eine andere Funktion?

Nein; denn eine unmittelbar auf den Täter zielende Präventivfunktion ist überhaupt keine legitime Grundlage der Kriminalstrafe. Präventionsaufgaben erfüllen die sogenannten Maßregeln der Besserung und Sicherung, etwa die Sicherungsverwahrung. Sie knüpfen an die Gefährlichkeit des Täters an. Maßgabe für die Höhe der Strafe ist dagegen die Schuld des Täters. Mit seiner Gefährlichkeit hat sie nichts zu tun.

Wenn sich der Freiheitsentzug nicht primär an die beschuldigte Person richtet, fungiert sie dann noch als „Buße“ für eine zu begleichende Schuld?

„Buße“ ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Das Maß der Strafe ist der Preis, den der Täter für die Normreparatur zu bezahlen hat, damit diese glaubhaft ist. Im Übrigen erfüllt die tatsächlich verbüßte Strafe noch weitere Funktionen. Dazu gehört das Angebot an den Täter zur „Sühne“, nämlich zur Versöhnung mit der Gesellschaft und mit sich selbst. „Sühne“ und „Versöhnung“ haben nicht von ungefähr die-

selbe etymologische Wurzel. Schauen Sie sich Raskolnikow in Dostojewskis „Schuld und Sühne“ an. Nach seiner Mordtat braucht er die Strafe, um mit sich selbst wieder ins Reine zu kommen.

Geht es da nicht eher um Rachsucht als um Sühne?

Historisch ging es vor allem darum; und kollektivpsychologisch stimmt es für die meisten Gesellschaften wohl noch immer. Aber das ist keine ausreichende Legitimationsgrundlage. Wenn Sie von „ungesühnt“ reden, bringen Sie den Sühnebegriff ins Spiel. Und der bedeutet richtig verstanden etwas anderes als „Rache“, nämlich ein Angebot an den Täter. Das kann dieser natürlich zurückweisen. **INTERVIEW: JANA SAUER**

Reinhard Merkel



■ 65, lehrt Rechtswissenschaften in Hamburg und veröffentlichte „Willensfreiheit und rechtliche Schuld“.

Foto: HBS

Du kennst die Lösung zu unserem Quiz? Du weißt sogar, woran du selbst Schuld hast? Dann sende uns deine zehn originellen Schuldsätze an workshop_november_2015@taz.de und gewinne einen tazpresso